

Der Frankenbund

Zeitschrift für Heimat- und Volkskunde

Der Beitrag zum Frankenbund beträgt für 1934 RM. 4.— und ist bis 1. April bzw. 1. Juli 1934 dem Postfach Nürnberg 30 804 der Hauptgeschäftsstelle Würzburg zu überweisen. Wo eine Ortsgruppe besteht, wird der Bundesbeitrag durch diese eingezogen. Nach § 10 der Satzungen müssen Abmeldungen für das kommende Jahr bis spätestens zum



1. Oktober des laufenden Jahres betätigt sein. Nichtabmeldung gilt als stillschweigende Verlängerung der Mitgliedschaft.

Alle literarischen Beiträge für die Zeitschrift sind an den Schriftleiter Dr. Anton Fries, Würzburg, Bleicherring 7, zu senden. Die Rücksendung von unerlangten Beiträgen kann nur erfolgen, wenn das Postgeld beigefügt wird.

Nr. 5

1934

Von Nürnberg in alter Wunderpracht
Bis Frankfurt, wo uns Goethe erstand
Hinauf nach Bayreuth, der Festspielstadt,
Lebt je ein Mensch im deutschen Land,
Dem drob nicht das Herz im Leibe lacht
Und wird des Ruhmens jemals satt?
Wißt ihr's besser? Sagt mir's doch!
Immer und ewig: Franken hoch!

Michael Georg Conrad
(geb. zu Gnobstadt, Hfr.).

Die Seele des Dorfes

Von August Schmitt, Gausfurt bei Bamberg

Der Mensch hat die Gestaltung des Antlitzes der Erde im Laufe der Jahrhunderte wesentlich beeinflusst; das Bild der Landschaft läßt auf Schritt und Tritt des Menschen Schaffen und seiner klugen Hände Arbeit erkennen. Mit dem Entstehen der menschlichen Siedlungen ward der Landschaft Lebendigkeit und Seele eingehaucht. Der Wechsel von Dorf und Stadt bringt schon rein äußerlich Leben in das Landschaftsbild, erzeugt eine Art „Gefälle“, wie ja zwischen Stadt und Dorf ein beständiges Hin- und Herfließen, Austausch und Ergänzen nicht nur in materiellen, sondern auch in geistigen Dingen erfolgt. Der Mensch drückt seinen Siedlungen den Stempel seiner Persönlichkeit, seines Wesens auf. Es gibt unter den Städten und Dörfern keine, die — oft bei aller Ähnlichkeit — einander gleichen. Überall, aus tausend kleinen und großen Dingen sich zusammensetzend, formt sich ein ganz bestimmtes, einmaliges Bild, dessen Gesamteindrücke uns als die Seele des Dorfes, der Stadt erscheinen.

Auch das Dorf hat eine Seele. Die Dorfbilder der einzelnen deutschen Landschaften haben ihre Besonderheiten, und wir stellen uns etwas ganz Bestimmtes vor, wenn wir von einem niederdeutschen, schlesischen, Schwarzwälder Dorf sprechen. Die Wesensart der deutschen Stämme, die Adolf Hitler als „gottgewollte Bausteine“ unseres Volkes bezeichnet, spiegelt sich

gerade in den Dörfern am getreuesten wider. Darüber hinaus hat das deutsche Dorf als solches bestimmte innere und äußere Merkmale, es hat seine Seele.

Das Dorf hat eine Seele, wenn auch mehrere Gesichter. Es ist so innig mit der Natur, mit dem Wechsel der Jahreszeiten, mit der Arbeit des Bauern verbunden, so sehr allen inneren und äußeren Einflüssen unterworfen, daß ein wechselvolles Bild entsteht, ein Mosaik von Bildern, die — eines aus dem andern sich entwickelnd — in eine wundervolle Einheit zusammenfließen. Wie bei einem feinen Instrument, das auf jede Regung hört, schwingt der Rhythmus des dörflichen Lebens, nach festen Gesetzen und doch in reichster Schönheit für den, der das vom frischen Blutstrom des Volkes durchpulste Dorfleben nicht oberflächlich betrachtet.

Die Verbundenheit mit der Vergangenheit, mit dem Erbe der Väter, mit der Scholle, fettet den Bauer so fest an seinen Besitz, an das Dorf. Gesezt, eine Feuersbrunst würde ein ganzes Dorf einäschern; es würde neu gebaut werden, die Bauern sollten bequemere, größere Wohnstätten erhalten — sie würden sich nicht darin wohl fühlen; denn das Dorf kann man nimmer aufbauen, die Häuser, die Erbhöfe, in denen oft Jahrhunderte hindurch Generationen gleichen Blutes einander ablösten, all die Zeugen der Vergangenheit, den bunten, reichen Kram, mit dem manche Bauernhäuser angefüllt sind, das alles ließe sich nicht ersetzen, die Seele würde dem neuen Dorf fehlen. Das Leben der Ahnen ist nicht spurlos dahingegangen, es hat sich eingenistet, ja man möchte sagen eingefressen, so beharrlich und tief hat es seine Spuren gezogen. Es geht uns schon so, daß die plötzliche Veränderung und Umgestaltung eines Wohnraumes, den wir längere Zeit benutzt haben, uns als etwas Fremdes, Kaltes vor kommt, an das wir uns erst wieder gewöhnen müssen. Wie tief muß dann erst die Zeit ihre Spuren ins Antlitz eines Dorfes graben! Es ist mit diesem Antlitz wie mit dem Gesichte manches Menschen: man muß lange darin lesen, bis man alle Besonderheiten entdeckt, bis sich die Schönheiten (mehr in kleinen, unwesentlich scheinenden Zügen) offenbart. Es sind nicht eben jene Gesichter, die wir auf den ersten Augenblick „schön“ nennen, sondern jene, deren Schönheit mehr geistig verklärt wirkt als rein körperlich.

Beim Anblick eines Dorfbildes — ob es sich uns nun in den Sonnenschein eines Sommertages getaucht zeigt, ob es im Zauberlicht einer Mondnacht vor uns liegt, ob es im Sonntagsfrieden ruht oder ob der Rhythmus des Arbeitsliedes es durchpulst —, können wir uns ein Gesamturteil bilden, schon das rein äußere Bild läßt auf die Seele des Dorfes einen Schluß zu — wie für Menschenkenner oft ein einziger Blick genügt, um das Wesen des Gegenübers einzuschätzen —: Landschaft, Lage, Bauart, das Zusammenspiel der Häuser, des Turmes mit der Kirche, formen zusammen einen ersten, bestimmten Eindruck, der erweitert und vertieft wird, sobald wir das Dorf selber betreten. Jedes Haus schaut uns mit anderen Augen an, und man kann von seinem Aussehen auf den Bauer schließen, je nachdem ob es gut instand gesetzt oder vernachlässigt, altherwürdig oder prahlerisch neu, reich oder ärmlich, stilvoll hergerichtet oder geschmacklos aufgeputzt, einladend und freundlich oder kalt und düster ist. Die Kirche mit dem Turm prägt dem Dorf ein besonders kräftiges Merkmal auf, zumal wenn Kirche und Dorf so zusammenpassen, als seien sie aus einander und miteinander gewachsen.

Das Leben im Dorfe wird von der bäuerlichen Arbeit beherrscht und geregelt: der Wechsel der Jahreszeiten wird zum Leitmotiv der Arbeit. Darin liegt ja die erhabene Schönheit des Bauernberufs, daß die allweise, wunderbare und starke Natur selber die Arbeitgeberin ist, daß sie den Bauer mit starken Armen zu sich zieht und ihn an ihren ungetrübten Quellen trinken läßt. Die Religiosität des Bauernvolkes ist deshalb tiefer und echter, weil es dem Schöpfer und seinen Herrlichkeiten näher ist, weil der Odem Gottes über die keuschen Fluren geht. Der Bauer durchlebt die Symphonie, die im Rahmen eines Jahres erklingt, immer von neuem: er übergibt im Lenz hoffnungsfroh das Samentorn seiner Scholle, er reift mit der wachsenden Saat in die Erntezeit hinein, die ihm Mühen und Schweiß vergilt, er nützt, wie die Erde, der er Herr und Knecht zugleich ist, die Winterruhe, damit das neue Jahr ihn gerüstet finde. Das Dorf selber prangt im Schmuck der einzelnen Jahreszeiten, und man weiß nicht, wann es schöner anzuschauen ist: im Frühling, wenn den Bäumen und Hecken sanftes Grün ansiegt, im Sommer, wenn es aus dem Kranz der blühenden und reisenden Fluren leuchtet, im klaren Licht der goldenen Herbsttage oder im Schneemantel des Winters.

Das Gemeinschaftsleben im Dorf ist an bestimmte Formen gebunden, wobei das gute Alte mit dem Neuen harmonisch verschmilzt. Sitte und Brauchtum sind zwei der Grundpfeiler, die das Leben des Dorfes tragen, sind der getreueste Spiegel des Volkes, wie es sich, von allem Zwang befreit, gibt. Sie sind der natürliche Ausfluß dieses innigen Verhältnisses zu Gott, zum Leben, zur Natur. Deshalb ranken sich um alle Feste, ganz gleich welchen Charakters, um alle wichtigen Begebenheiten und Einrichtungen, von der Geburt bis zum Tode, in den verschiedenen Zeiten des Jahres nach Gegend und Ort verschiedene unzählige Bräuche, die nicht als Firtlesanz und eitles Zierwerk, sondern als formgebundene Veräußerlichungen eines beim Landvolk oft unterschätzten Innenlebens zu werten sind. Deshalb wird es Sitten und Brauchtum geben, solange es ein gesundes Bauerntum gibt. Immer dann, wenn über ein Zurückgehen der ländlichen Kultur und damit der Sitten und Bräuche geklagt wurde, lag dies nicht daran, daß die Bräuche „überlebt“ waren und „nicht mehr in die Zeit paßten“, sondern an einem Schwinden der wirtschaftlichen und Hand in Hand damit der kulturellen Bedeutung des Bauernstandes. Das Dorf und seine Kultur blühen und gedeihen mit dem Bauerntum; sie zerfallen, sobald die Wurzeln des Bauerntums krank sind. Der kräftige, gesunde Lebensboden des Dorfes ist ein guter Brüststein für alles, was wir bezüglich der menschlichen Wesensart als „unnatürlich“ bezeichnen. Die scheinbar grobe, rauhe bäuerliche Art empfindet in Wirklichkeit feiner, jedenfalls gesünder als der im ganzen mehr weiche, kultivierte Städter. Dieser Charakter prägt sich in die Seele des Dorfes um.

Zuerst war das Dorf, nicht die Stadt, und es ist kein Zufall, daß die Menschen, die auf allen Gebieten Hervorragendes leisteten, in überwältigender Mehrheit vom Lande, vom Dorf kamen. Das Dorf bleibt die unerschöpfliche Kräftequelle des Volkes; deshalb gilt es, die Bestrebungen der nationalsozialistischen Regierung — wo nur möglich — zu unterstützen, die alles daran setzt, die Seele des Dorfes rein, d. h. das Volk gesund und lebensfreudig zu erhalten.